

Um dreizehn Uhr zwanzig

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **34 (1966)**

Heft 9

PDF erstellt am: **26.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-569509>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Um dreizehn Uhr zwanzig

Verliebte und Pedanten haben eines gemeinsam: nichts kann sie von ihren Gewohnheiten abhalten. Ich zählte damals zu den ersteren, und so kam es, dass ich tagtäglich, bei Sonnenschein und Regen, um dreizehn Uhr zwanzig neben dem Kiosk stand und auf ihn wartete. Mein Ohr hörte das metallische, regelmässige Tippen seines weissen Stockes gegen den Trottoirrand schon lange bevor ihn das Auge wahrnahm. Dann tauchte er aus der Menge der Passanten auf, ein dunkelhaariger, mittelgrosser und kräftiger junger Mann. Tastenden Schrittes kam er daher, die rechte Schulter nach Art der Blinden leicht vorgeschoben, um mit dem abtastenden Stock möglichst weit nach vorn ausholen zu können. Die erloschenen Augen zauberten etwas lichtvoll Schwärmerisches ins blasse Jungmännergesicht.

Ich war jedesmal beglückt, und dieses Vorbeigehen bedeutete mir Himmel und Hölle zugleich. Eine unerklärliche, unüberwindliche Scheu hielt mich davon ab, meinem blonden Idol bis an die nahe Strassenkreuzung zu folgen und ihm dort hinüber zu helfen, wie es andere Leute mit Selbstverständlichkeit taten.

So quälte ich mich bereits seit Monaten und wieder einmal war es Frühling geworden. Da lockten mich an einem sanften Abend die blühenden Magnolien und die übermütig schlagenden Amseln nach dem Nachtessen nochmals ins Freie. Planlos schlenderte ich kreuz und quer durch Strassen und Parkanlagen, sinnend und träumend.

Da — da war es, das aufregende Geräusch eines Blinden-Stockes. Ohne mich umzusehen wusste ich, dass er es sein musste. Wild sprang mein Herz, die Nerven gerieten in Wirrwarr. Auf der andern Strassenseite kam er daher, das Kinn leicht angehoben, als böte er sein hübsches Gesicht dem Abendwind. Wie verzaubert folgte ich ihm. Ich holte ihn in dem Augenblick ein, als er zögerte, die Strasse zu überqueren. Mit flackernder Stimme sprach ich ihn an:

«Darf ich Ihnen behilflich sein?»

Er lächelte scheu, überlegte ein Weilchen und sagte dann: «Sehr lieb von Ihnen». Von meiner Unsicherheit, meiner tobenden inneren Aufgewühltheit schien er nichts zu bemerken. Er suchte meine Hand.

«Legen Sie mir bitte Ihre Hand auf die Schulter», sagte ich. Drüben wollte er grüssend seines Weges gehen. Jetzt musste ich ins Gespräch kommen, die Gelegenheit war einzig.

«Ein wahrhaft romantischer Abend, à la Eichendorff, nicht wahr?» hörte ich mich sagen und konstatierte, dass ich Worte gebrauchte, die nicht aus meinem gewöhnlichen Wortschatz stammten.

«Das eben hat auch mich auf die Strasse getrieben, obwohl das Spazieren für mich so eine Sache ist», erwiderte er, schon etwas vertraulicher geworden.

«Haben Sie niemand, der . . .», hier fand ich das richtige Wort nicht mehr.

«Doch, gewiss! Aber ich wohne bei meiner Tante und die hat diese ganze Woche Abenddienst. Somit bin ich allein und da wage ich mich manchmal hinaus ins Freie, sogar abseits vom mir sattsam bekannten Arbeitsweg.»

«Ich begleite Sie gerne noch ein Stück, denn auch ich bin auf dem abendlichen Bummel! Darf ich?»

«Oh, warum nicht! Aber ich möchte bald nach Hause. Lassen Sie sich nicht aufhalten, ich finde mich schon durch!»

Der Ton seiner Stimme war wieder sachlicher geworden.

«Das ist nicht von Belang — aber natürlich nur, wenn Ihnen meine Gesellschaft nicht unerwünscht ist», sagte ich nach einer Verlegenheitspause.

Stumm marschierten wir eine Weile nebeneinander und ich glaubte, den jungen Mann unbemerkt mit den Augen verschlingen zu dürfen.

«Sie besehen mich ja gründlich», sagte er lächelnd, «bin ich denn so besehenswert?»

Ich brachte kein Wort heraus. Wahrscheinlich merkte er jetzt auch, dass ich über und über errötete wie ein Schlingel, den man bei seiner Untat stellt. Ich hätte davonlaufen mögen, blieb aber.

«Wissen Sie», so fuhr er fort, «wenn man einen der fünf Sinne verliert, dann entwickeln sich die anderen umso mehr. Bei mir z. B. der Spürsinn. Die Natur verlagert die Kräfte sehr weise und zweckdienlich!»

«Hatten Sie einen Unfall?», fragte ich und fühlte wieder Boden unter den Füßen.

«Ja! Erst vor drei Jahren. Ich arbeitete als Lehrling in einem chemischen Versuchslaboratorium. Explosionen waren an der Tagesordnung. Aber einmal stand ich zu nahe dabei...!»

«Ein schwerer Schlag für Sie und die Angehörigen!»

«Das kann man wohl sagen. Aber ein gütiges Schicksal hatte vorgesorgt. Sprachen waren von jeher mein Hobby. Heute diktiere ich in unserem Geschäft Briefe in fünf Sprachen und verdiene mein Leben recht gut.» Unterdessen hatte er mich geführt und wir waren vor seiner Haustür angekommen. Wenigstens wusste ich jetzt, wo er wohnte.

«Das war wirklich lieb von Ihnen», sagte er. «Ich nehme nicht an, dass ich Sie — so aus Dankbarkeit — zu einer Tasse Tee einladen darf. Offen gestanden: ich langweile mich heute abend irgendwie, sodass ich noch ganz gerne etwas plauderte, statt ganz allein auf meiner Bude zu sitzen.»

Zu gern nahm ich an. Wie sicher er sich in der Wohnung bewegte, in der Küche hantierte, das Geschirr auftrug, den Tee eingoss und aus der Tiefe des Buffets eine Biskuitschachtel herausangelte, wie ein Sehender. Er schien mich anzuschauen, als er scherzend meinte:

«Trinken Sie den Tee solange er heiss ist. Sie kennen doch das Sprichwort von der Liebe und dem heissen Kaffee? Beide sollen heiss konsumiert am besten schmecken!»

Erstmals hörte ich ihn fröhlich lachen. Aber mir war's jetzt gar nicht zum Lachen.

«Würden Sie mir bitte die Tasse an den Mund reichen», sagte ich trocken. Ich las in seinem Gesicht ein Aufhorchen und dann ein Erschrecken.

«Haben Sie Armer etwa gar beide Arme im Gips? Ich dachte doch vorhin auf der Strasse schon, warum Sie mir nicht Ihre Hand, sondern die Schulter anboten!»

«Ich habe nur einen Arm, und auch der ist unbrauchbar. Ich bin so geboren. Mein Schicksal! Nicht zu ändern!»

Die Stille war peinlich und bitter zu überstehen. Er seufzte.

«So hat also jeder von uns beiden ein schweres Kreuz zu tragen», sagte er und ich merkte deutlich den zärtlicheren Unterton.

Dann setzte er sich schlicht neben mich, suchte mit der linken Hand vorsichtig meinen Mund und legte mit der rechten leicht zitternd die Teetasse daran. Ich hätte wie ein Hund aufheulen, mich dem Unbekannten in die Arme werfen oder sterben mögen.

«Erzählen Sie doch etwas von sich! Können Sie überhaupt arbeiten?» Diese nüchterne Frage rief mich wieder zur Besinnung. Ich erzählte also, dass ich bei meiner Mutter wohne, die Witwe ist und für mich sorgt. Auch, dass ich mit dem Munde Bilder male und schon ganz hübsche Erfolge zu verzeichnen habe.

«Das ist wunderbar», sagte er begeistert, «nur schade, dass ich Bilder nicht geniessen kann. Dafür liest mir meine Tante allabendlich, wenn sie da ist, alte und moderne Dichter vor: Schiller, Goethe, Miller, Osborn — den ich besonders liebe —, Frisch, Dürrenmatt. Damit hat sie mich in eine Welt eingeführt, die mich nun erfüllt und in mir weiterklingt und singt. Ich diktiere ihr jetzt auch ein Buch — aber das nur so nebenbei!»

«Nun darf ich Ihnen wohl auch sagen, dass ich schon längere Zeit, jeden Tag um dreizehn Uhr zwanzig, an Ihrem Arbeitsweg . . . auf Sie warte!»

«Sie? Wie das?»

«Doch! Einfach, weil ich muss. Weil Sie mich faszinieren. Vielleicht kommt das aus einem Gefühl des Aehnlichseins, der Schicksalsgemeinschaft heraus. Ich weiss nicht . . .!»

«Dann danken wir dem Schicksal, das uns zusammengeführt hat. Meinen Sie nicht auch? Sie müssen recht bald wiederkommen, meine Tante wird sich freuen, Sie kennen zu lernen. Wir sind junge Menschen. Jeder hat seine Probleme, die man gemeinsam besser löst!»

Sein Gesicht begann zu leuchten, als hätte man ein Licht dahinter angezündet; die Mundwinkel zuckten wie bei jemand, der weinen wird. Eine Weile sagte er nichts. Dann griff er traumwandlerisch sicher nach der Cigarettdose und steckte mir und sich eine Gauloise in Brand.

«Verzeihen Sie die brutale Frage: wie können Sie sich zurechtfinden? Leiden Sie nicht unter Ihrer Invalidität?»

Ich fühlte, dass er seine Frage am liebsten rückgängig gemacht hätte.

«Mein Gott», sagte ich, und die Worte würgten mich im Hals, «Sie haben wenigstens Ihre Hände und sind nicht bei jeder Kleinigkeit auf andere angewiesen!»

«Dafür haben Sie Augen, Augen! Sie können die Welt in sich aufnehmen, können reisen. Sie sind nicht in ein fensterloses Ich eingeschlossen!» Er erhob sich.

«Und wenn man das Leben so heiss liebte, wie ich . . .», fügte er schmerzlich hinzu. —

Er geleitete mich zur Tür. Dort drückte er mir einen Kuss auf die Wange, indem er lächelnd sagte: «Dies statt eines Händedruckes. Und kommen Sie bald wieder!»

Er zeigte mir noch mit dem Finger das Namensschildchen und auch ich nannte meinen Namen. Zu Hause drängte es mich vor dem Bett niederzuknien und für Edgar ein Gebet zu sprechen, etwas, das ich seit langem nicht mehr getan hatte.

Inzwischen waren mehrere glückliche Wochen vergangen und wir besuchten uns öfters. Neuerdings küsste mich Edgar schon bei der Ankunft. Gerne stellte ich mich mittags an seinen Weg, nur um ihn vorbeizuwandeln zu sehen. Wenn er mich dann nicht bemerkte, schien er gar nicht mein Freund zu sein. Ich versuchte, seine Ansicht über die intime Freundesliebe heraus zu bekommen, über seine Stellung den Frauen gegenüber, indem ich von diversen Zeitungsmeldungen ausging. Edgar drückte sich weder in der einen noch anderen Frage entschieden aus.

Eines Abends ging ich früher als gewohnt zu ihm. Er öffnete mir die Tür, nur mit Bade-Shorts bekleidet. Im Gang war ein Home-Trainer installiert, der für verschiedene Leibesübungen verwendbar ist. Edgar küsste mich auf die

Augen — in Verehrung des Augenlichtes, wie er melancholisch beifügte — und ich spürte seinen Atem heisser als sonst. Er erklärte mir mit Begeisterung die Maschine. Ich sagte «toll» und «einmalig», betrachtete aber unterdessen mit unbezähmbarer Gier seinen blossen blühenden Körper, der bärenstark, von einem mit nichts zuvergleichenden Ebenmass war.

«Ich war ein Sportnarr sondergleichen vor meinem Unfall», sagte Edgar während der technischen Demonstration. «Ich schwamm jede Woche ein hartes Pensum, kletterte in den Bergen herum, boxte und war so ziemlich bei allen Turnfesten dabei. Das ist alles passé. Dieser Apparat hier — ein Weihnachtsgeschenk meiner Tante — ersetzt mir einigermassen das Verlorne!»

«Könnte ich nur mithalten» sagte ich gedemütigt. Mir bleibt nur die Malerei, in die ich mein ganzes Fühlen, Sehnen und Wollen legen kann!» Und dann brach es aus mir hervor, unerwartet, elementar. Ich hatte jede Beherrschung verloren: «Für Deine Hände, Edgar, gäbe ich Dir gerne meine Augen! Oh, zwei Hände zu haben, für Dich, Deinen Körper, für unsere Liebe . . .», und armlos warf ich mich ihm entgegen. Er fing mich mit starken Armen auf, streichelte mich sanft und sagte flüsternd:

«Ich begreife Dich und warte ja schon lange auf unsere Stunde. Komm, Lieber, komm jetzt!»

Sein Schlafzimmer war mit Bildern geschmückt, fein säuberlich aufgeräumt und wohnlich eingerichtet. Er half mir aus dem Kittel, den Schuhen.

«Für mich bist Du hübsch», schmeichelte er, als er merkte, wie ich mich sträubte meinen verwelkten Arm auf der einen Seite und den Stummel auf der andern entblößen zu lassen. Ein Glück nur, dass Edgar mein ganzes physisches Elend nicht sehen konnte.

Wohl eine Stunde lagen wir liebend beieinander. Was er mir mit seinen Händen Liebes tat, konnte ich nur mit meinem Mund erwidern. Edgar erhob sich als erster und holte mir ein Glas kühle Milch, steckte mir eine Cigarette an, umschlang mich und fragte, ganz nahe an meinem Ohr vorbei:

«Nun, Tony, bist Du glücklich?»

Ich konnte nur nicken und liess mich rückwärts fallen.

Die glücklichste Zeit meines jungen Lebens schloss sich an diesen Abend an. Ich malte in buntesten Farben drauflos, war immer guter Dinge. Auch meine Mutter, die früher so oft unter meinen Depressionen zu leiden hatte, lebte neu auf und das Glück aller Beteiligten schien endlos zu sein bis . . .

*

Aber das Leben leitet die Dinge und nicht wir.

Edgar ist nicht mehr. Ein lümmelhafter, halb besoffener Play-boy hat mit seinem noch unbezahlten Sportcoupé meinen Freund um dreizehn Uhr zwanzig, auf dem Weg zur Arbeit, umgefahren. Edgars Leiden war kurz, meines wird lebenslänglich sein. Mit einem zusammenhanglosen Fieber lag ich an diesem Tag zu Bett und dort erreichte mich die erschütterndste Nachricht meiner Existenz. An seinem Grab stürzte für mich eine Welt in Trümmer, unaufbaubar, bis ins tiefste Fundament zerstört.

Das mir gewidmete Manuskript seines Buches, das Edgar einmal nebenbei erwähnt hatte, liegt nun bei mir. Den ursprünglichen Titel «Die verdunkelten Fenster» hatte er durchgestrichen und mit «Licht durch verdunkelte Fenster» ersetzt. Daneben steht das Datum jenes Abends, an dem ich Edgar erstmals mit der Frage angesprochen hatte:

«Darf ich Ihnen behilflich sein?»

Wie oft stehe ich wieder um dreizehn Uhr zwanzig am Kiosk, nahe der Strassenkreuzung, auch wenn ich genau weiss, dass er nicht mehr kommt. Die Farben meiner Bilder sind wieder grau und düster geworden.

Dass ich keine Arme habe, stört mich wenig mehr.

Diese Kurzgeschichte errang beim letztjährigen Wettbewerb den 9. Preis.

Der Fall Jean Genet

Lieber Rolf!

Es wird Sie sicher interessieren, was *Marcel Jouhandeau* in seinen Tagebüchern über *Jean Genet* schreibt, dessen Werke im Urteil unserer Freunde mit Recht so sehr umstritten ist.

Jouhandeau ist bekanntlich ein französischer Moralist ersten Ranges. Obwohl er in seinen Büchern von seiner Veranlagung keinen Hehl macht (es gibt, wie Sie wohl wissen, u.v.a. die grossartigen und beispielhaften Liebesbriefe an zwei Freunde, «*Du pur amour*» und «*L'Ecole des garçons*»), verurteilt er aus Gewissensgründen jeden Zusammenschluss Gleichgesinnter und lehnt auch eine Verbindung mit Baudry und der «*Arcadie*» strikte ab. In seiner religiös-katholischen Verankerung verlangt er gemäss der immer noch alttestamentlichen Haltung der Kirche der Inversion gegenüber grundsätzlich sexuelle Enthaltbarkeit und Unterdrückung dieser Triebrichtung bei sich und anderen, wobei zu seinem und unserem Glück sein heldenhafter und allzu christlicher Vorsatz nicht immer durchgehalten werden kann, da eine echte Leidenschaft oft (bis in die gesegneten Jahre seines Alters) einen Strich durch die sublimen Rechnung macht. Was den immerwährenden, aufregenden moralischen Kampf in seinen Büchern ausmacht.

Seine kuriose, für unseren Fall exemplarische Ehe mit der berühmten und berüchtigten *Elise* ist fast tragikomisch, und er hat Jahrzehnte die ihm von ihr zugefügten Demütigungen und Erniedrigungen als ein ihm auferlegtes Kreuz geduldig getragen, ein stilles Martyrium, von dem eine Reihe von Büchern wahrheitsgetreu berichten. Ich halte Jouhandeau, der inzwischen 78 Jahre geworden ist, für einen der grössten heute lebenden Schriftsteller Frankreichs von für uns beispielhafter Haltung. Sein vorliegendes Oeuvre ist fast schon unüberschaubar!

Gerne übersetze ich Ihnen aus seinen «*Journaliers VIII, 1961*» «*Que la vie est une fête*» (Gallimard 1966) die Seiten 101—103, die zum Fall Jean Genet sehr wissenswert sind:

«... Ich bin um Einzelheiten über meine Beziehungen zu Jean Genet gebeten worden. Er ist unter den lebenden Schriftstellern einer von denen, die ich am meisten schätze. Wenn ich ihn mir vorstelle, sehe ich ihn im Feuer der Hölle. Aber ob selig oder verdammt, er brennt! «Ich werde die Lauen ausspeien», sagt die Apokalypse. — Dieses Wort zielt nicht auf ihn.

Als ich «Notre Dame des Fleurs» zur Zeit der deutschen Besatzung und einige Jahre später am See von Annecy sein «Tagebuch eines Diebes» las, da war ich glücklich, der Zeitgenosse eines solchen Dichters zu sein. Ohne ihn würde der Poesie und der Kunst der Sprache in unserer Epoche eine Stimme von einmaliger Originalität fehlen.

Jean Genet bin ich zum ersten Mal im «Christal» auf der Avenue de la Grande Armée begegnet, wohl im Jahre 1943. Zwei imponierende Leibwächter begleiteten ihn. Ich war schon in das Heiligtum der Literatur vorgedrungen, er stand noch in ihren